



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Ein Leitartikel

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Ein Zeitartikel



er Redakteur des „Morgensterns“ kam sehr übelgelaunt in seinem Bureau an. Manchen andern würde es schon verdrossen haben, an einem schönen Sunimorgen vom Landaufenthalte weg in die heiße, dunstige Stadt und in ein Zimmer zu müssen, wo sich Staub, Dunst von vergilbten Papieren und Tabaksdampf von gestern mit den mancherlei Gerüchen aus der Druckerei zu einer kaum atembaren Atmosphäre zu verdichten pflegten. Aber solche Schwäche kannte er nicht. Er wußte, was er der Menschheit im allgemeinen und zumal den Lesern seiner Zeitung schuldig war; denn die Tausende, die gewohnt waren, tagtäglich aus dem „Morgenstern“ zu erfahren, wie die Welt läuft, und wie sie über den Weltlauf zu denken haben, wären rat- und hilflos gewesen, wenn er auch nur einen Tag hätte feiern wollen. Diese Mission war ihm einmal vom Schicksal auferlegt worden, und er war entschlossen, ihr sein ganzes Leben zu opfern. Aber was ihm an diesem Morgen begegnet war, konnte auch einen Stoiker aus dem Gleichgewicht bringen.

Im Eisenbahnwagen hatte er zwei Herren vorgefunden, in denen sein geübtes Auge sofort Gutsbesitzer erkannte. Einer las eine Zeitung, und zwar den „Morgenstern.“ Wer wollte es unserm Freunde verargen, daß er bei diesem Anblick eine gelinde Genugthuung empfand und sich in Gedanken ausmalte, wie freudig überrascht die Herren sein würden, falls der Zufall sein Inkognito aufheben sollte. Doch währte diese Vorstellung nicht lange. Der Leser ließ das Blatt mit den Worten zu Boden fallen: Das Ding wird täglich dümmner und langweiliger! Worauf der andre erwiderte: Das ist dir ganz recht, wozu abonnirst du auf solches Zeug! — Dumm und Zeug — das war beleidigend, ließ sich aber immer noch ertragen; aber langweilig — das war empörend, das hatte sich noch niemand unterfangen zu behaupten! Sollte er sich zu erkennen geben? Den beiden klarmachen, daß sie einer solchen Geistesnahrung gar nicht wert waren? Doch wozu Worte verschwenden. An diesen Menschen war ja offenbar Hopfen und Malz verloren. Nur die Trauer blieb übrig, im neunzehnten Jahrhundert noch solchem Mangel an Kultur begegnen zu müssen. Er überließ sie ihrer Barbarei.

Auf der nächsten Station stieg ein robuster, gleich jenen beiden sonnge-

bräunter Mann ein, der fröhlich ausrief: Siehda, Cohn! Habe lange nicht — Doch der Angerufne unterbrach ihn barsch: Wer ist Ihr Cohn? Lassen Sie mich ungeschoren! — Nun nun, versetzte der neue Ankömmling, nichts für ungut, ich weiß ja, daß Sie jetzt Herr Dr. Conrath sind, es war nur die alte Gewohnheit von der Schulbank her. Und um den Erzürrnten zu begütigen, hob er das Blatt vom Boden auf und reichte es ihm höflich hin: Ihre Zeitung! Da riß dem Redakteur die Geduld, er stieß das Blatt unsanft zurück, sodaß sein alter Schulfreund ein ganz verdutztes Gesicht machte. Der Rest der Fahrt verlief in tiefem Schweigen; gelegentlich blinzelte Conrath zu seinen Nachbarn hinüber, aber anstatt der erwarteten spöttischen Gesichter sah er völlig gleichgiltige Mienen. Das war die höchste Malice, ja Impertinenz — o diese Agrarier!

Vor seinem Schreibtische angelangt, nahm er sein Blatt zur Hand. Was wollten nur diese Menschen? Interessante Korrespondenzen aus Paris, Wien, Petersburg, alle in der Redaktion verfaßt und daher zuverlässig, die kleinern Mitteilungen über hohe Reisen, Ministerkonferenzen, aus dem Fenster gefallne Blumentöpfe, Prügelei von Schusterjungen und dergleichen waren umgearbeitet, jede Notiz eine kleine Novelle mit pikantem Titel — und das soll langweilig sein? Der Leitartikel — nun ja, der war nicht ganz auf der Höhe, an die seine persönlichen Leistungen den Leser gewöhnt hatten, es mangelte der Schwung, die Poesie; er mußte öfter selbst zur Feder greifen, und das sollte augenblicklich geschehen. Über das Thema konnte kein Zweifel sein: O diese Agrarier! Er wollte nachdrücklicher, als er es schon oft gethan, auseinandersetzen, daß alle Not der Zeit aus derselben Wurzel stamme; daß die gemeinschädliche Klasse der Landwirte, Bauern wie Herrschaftsbefitzer, aus schnödem Eigennutz die übrige brot- und holzbedürftige und edelgefinnte Menschheit darben lasse, während sie selbst in Sauf und Braus das Geld verprasse, Feind und Hemmnis alles Fortschritts. Rettung sei nur möglich durch den Übergang alles fruchtbaren Bodens in den Besitz von Aktiengesellschaften. Aber bald und ohne jede schwächliche Rücksicht müsse der Staat eingreifen, wenn er sich nicht selbst zu Grunde richten wolle.

Dieser Gedankengang war ja den Lesern des Blattes nicht mehr fremd, allein dasselbe konnte nicht oft genug, ja es mußte eigentlich täglich gesagt werden, da der verblendete Staat noch immer keine Anstalten zur Durchführung des Reformplanes traf. So kam der Artikel, falls etwa der Tag eine brennendere Frage aufwerfen würde, immer noch übermorgen zupasse.

Der Redakteur legte also einen Papierbogen, in der Mitte gebrochen, zurecht, die eine Hälfte für die Sätze, die ihm geläufig aus der Feder flossen, die andre für den nachher anzubringenden Zierat. Von Ornamenten besaß er nämlich einen kostbaren und deshalb sorgsam geheim gehaltenen Vorrat. Ein Tischfach barg zwei wohlgeordnete Zettelkasten, „Autorenschatz“ und „Schlag-

wörterſchag“ genannt. Die holte er hervor und blätterte, indem er dabei murmelte: Muerbach, Bamberger, Börne, Cicero, Dante, Darwin, Friedrich der Große, Gambetta, Glaßbrenner, Goethe, Heine, Horaz, Laſter, Leſſing, Mendelsſohn, Mommsen, Max Nordau, Ovid, Plutarch, Eugen Richter, Schiller, Schopenhauer, Shakeſpeare, Spielhagen, Stettenheim, Tacitus, Voltaire, Windhorſt u. ſ. w. So mancher Name wurde dieſmal keiner Beachtung gewürdigt, die Auſſprüche anderer wurden geprüft, bereitgelegt oder wieder eingeordnet. Ebenſo ließ er die Schlagwörter Revue paſſiren, und eben begann er, trefflich ausgerüſtet, zu ſchreiben, als der Diener ſchon die erſten Korrekturſpalten der nächſten Nummer zur Durchſicht brachte. Kaum hatte der Redakteur einen Blick darauf geworfen, als er aufgereggt an die Thür lief und rief: Herr Müller! Ein Herr mit blondem Schnurrbart erſchien und wurde angeſchnaubt: Was haben Sie da wieder gemacht? Die Landeszeitung berichtet — — Wiſſen Sie denn nicht, daß dieſes Blatt für uns nur exiſtirt, wenn wir es berichtigen können? — Die Nachricht wäre aber doch von Intereſſe für unſre Leſer, antwortete Herr Müller trocken. — Was unſre Leſer intereſſiren darf, beſtimmen wir! erklärte Herr Conrath dagegen mit großer Entſchiedenheit. Beſtätigt ſich die Mittheilung nicht, ſo ſagen wir, das habe natürlich jeder vernünftige Menſch vorausgeſehn, und daher hätten wir keine Notiz davon genommen; im andern Falle berufen wir uns darauf, daß der „Morgenſtern,“ und zwar früher als alle andern Organe, bereits gemeldet hat u. ſ. w. — Und was antworten wir, wenn jemand fragt, wann er das gemeldet habe? — Der Redakteur zuckte die Achſeln. Sie wollen ein Journaliſt ſein? Wer wird nachſchlagen! Die Abonnenten nicht, höchſtens ärgert ſich einer, daß er das überſehen hat, und den andern Blättern antworten wir nicht. Also merken Sie ſich das endlich einmal. — Schön, ſagte Herr Müller beim Hinausgehen phlegmatiſch, wenn die Landeszeitung morgen aus beſter Quelle erfährt, daß abends die Welt untergehen wird, ſo nehme ich erſt übermorgen davon Notiz. — Unangenehmer Menſch, brummte Conrath, indem er wieder ans Werk ging; wenn er nicht ſo viel wüßte und ſo beſcheidne Anſprüche machte —

Er ſollte nicht lange ungeſtört bleiben. Kaum hatte er notirt, daß die neue Ordnung der Dinge nicht einmal den jetzigen Grundbeſitzern zum Schaden gereichen würde, da ſie ja in den Dienſt der Geſellſchaften treten könnten, als ein Beſuch kam. Der Dichter! ſeufzte Conrath heimlich, und fragte mit ſauerſüßer Miene: Was bringen Sie uns ſchönes? — Nichts, als was wir Poeten bringen können, war die Antwort, nur ein beſcheidnes Bändchen neuer Kinder meiner Muſe, aber wenn ich mich nicht täuſche, und ich urteile ſtets unbefangen, ja vielleicht zu ſtreng über meine Schöpfungen, ſo habe ich dieſmal mein Beſtes gegeben. Damit überreichte er ein drei Finger ſtarkeſ Buch. Der Redakteur ſeufzte vernehmlich. Gedichte? unſre Zeit iſt ſo proſaiſch! —

Wer weiß das besser als ich, antwortete der Dichter bitter; doch besteht noch ein Unterschied. Daß ich kein bloßes Reimgeklingel mache, dürfte Ihnen bekannt sein. Mein Fach ist die Gedankenlyrik. — Conrath ließ ihn nicht weiterreden. Um Gottes willen! rief er mit ungeheucheltem Entsetzen, das ist ja das allerschlimmste! Gedanken in Reimen mag heutzutage vollends niemand. — Meine Dichtungen sind ungereimt, versetzte jener etwas empfindlich. — Ungereimt? — Sie sind ein Schäfer! Lassen wir die Sachen selbst reden. Ich werde Ihnen nur einige Proben vorlesen — Zu einer andern Zeit würde mir das ein großes Vergnügen machen, sagte der Geängstigte, aber jetzt habe ich eine dringende Arbeit vor, der Setzer wartet, Sie begreifen. — Vollkommen. Vielleicht ist es auch besser, Sie machen die Bekanntschaft meiner Strophen in Ruhe und Sammlung, denn sie wollen nicht flüchtig gehört oder überflogen, sondern genossen, überdacht und empfunden sein. Wann darf ich wiederkommen, um Ihnen die hie und da wünschenswerten Erläuterungen zu geben? — Das kann ich durchaus nicht sagen, der Drang der Geschäfte ist so groß — Glaubs gern, aber gerade deshalb sollten Sie sich dann und wann ein Stündchen abmüßigen für die ideale Welt, in der wir Poeten leben und weben, sonst verknochern und verdorren Sie unrettbar. — Mag sein, doch wie gesagt, der Setzer. — Ich verstehe, ohne daß Sie noch deutlicher werden, Sie wollen mich lossein. Gut, gut. Und da ich voraussetzen konnte, daß Ihre Mitarbeiter ebenfalls weder Zeit noch Lust, vielleicht auch nicht das rechte Verständnis für eine Dichtung wie diese haben dürften, so habe ich gleich eine kurze, nur das allerwesentlichste hervorhebende Besprechung zu Papier gebracht. Sollten Sie etwas eingehenderes wünschen, so wäre ich nicht abgeneigt. — Danke, danke! Empfehle mich! Sechs Quartseiten, und das nennt er kurz!

Der Diener erhielt den Auftrag, heute niemand mehr vorzulassen und den soeben weggegangnen Herrn überhaupt nie wieder, unter keinem Vorwande. Es war nicht so leicht, wieder in Zug zu kommen, der Ärger über den hartnäckigen und unverschämten Poeten zerriß immer wieder den Zusammenhang der Gedanken; und als endlich die Erinnerung niedergekämpft war, traf ein als sehr dringend bezeichneter Brief ein. Conrath las:

Hochgeschätzter Herr und Parteifreund! Von vielen Seiten bin ich gefragt worden, aus welchem Grunde meine letzte Rede gerade in einem fortschrittlichen Blatte wie der „Morgenstern“ so sehr gekürzt und verstümmelt wiedergegeben sei. Mir war diesbezüglich nichts aufgefallen, und bemesse ich überhaupt die Tragweite meiner staatsrechtlichen Erörterungen nicht für das große Publikum. Jedoch anerkenne ich das Gewicht eines mir entgegengehaltenen Arguments. Die Leser, sagen meine Freunde und Verehrer — wenn ich diesen Ausdruck wiederholen darf! — haben ein heiliges Recht auf vollständige Kenntnis der Reden eines Volksvertreters, der, obzwar er sich nicht schmeichelt, zu den Noryphäen des Parlamentarismus zu gehören, doch auch nicht zum Troß gerechnet werden darf. Unterschieben Sie mir hin einem selten ehrgeizfreien Politiker kein falsches Motiv, wenn er Ihnen das Manuskript seiner heute gehalten werdenden Rede, die ein bedeutames Dokument

der Geschichte der Jetztzeit werden dürfte, übersendet. Ihr Reporter braucht nur die Beifallsäußerungen nachzutragen.

Mit freisinnigem Gruße

Ihr Radike, Abgeordneter

Eingebildet sind sie doch alle durch die Bank, murrte der Redakteur. Aber einen eleganten Stil schreibt er, das steht fest, spricht auch geschickt, leider schauerhaft lang, aber was hilft's? Einfluß hat er, er könnte schaden, und die Landeszeitung wird sich doch ärgern.

Er schickte die lange Rede in die Druckerei und griff aufs neue zur Feder. Laufende Geschäfte unterbrachen ihn von Zeit zu Zeit; ein Mitarbeiter, dessen Spezialität Interviews waren, brachte ein Gespräch mit dem Kardinal-Staatssekretär, das im allgemeinen Billigung fand, nur mit Ersetzung der genannten Person durch „einen der höchsten und einflußreichsten Würdenträger“ — die Staatsmänner sind jetzt so kleinlich, sagte Conrath, es könnte ein offizielles Dementi geben, das ist immer unangenehm. Sie meinen, jetzt würden die Blätter wieder sagen, es sei der Portier im Vatikan gewesen? Die mögen reden, was sie wollen, unser Publikum weiß doch, daß nur der Brotneid aus ihnen spricht.

So ging es fort. Aber das war der Redakteur gewohnt, es war für ihn wie das Klappern der Mühle. Nur keine Störungen von außen her! Aber da kam richtig der Diener! — Habe ich nicht gesagt, daß ich nicht gestört werden will? — Der Herr bestand darauf, daß ich seine Karte — Der Redakteur las: Alphons Nasenbein, in Firma Herzel & Nasenbein. Ah, das ist etwas andres, ich lasse sehr bitten.

Ein Herr mit kurzgeschnittenem Backenbart und abgemessenem Wesen trat herein und beantwortete die höfliche Frage, was dem Redakteur die Ehre verschaffe, kalt: Ich bedaure, daß es kein erfreulicheres Anlaß ist. Dann nahm er würdevoll Platz und fuhr fort: Sie haben meine Nichte ebenso ungerecht wie unhöflich behandelt! — Conrath erstarrte. Ich Ihre Nichte? Ich bin ja gar nicht so glücklich, sie zu kennen! — Sie sollten nicht wissen, daß die Sängerin Lola Maselli meine Nichte ist? Sehr merkwürdig. Doch — Genug, die Kritik ihres Auftretens in Ihrem Blatte und wohl aus Ihrer Feder hat — Conrath erstarrte wieder. Aus meiner Feder? Wie können Sie glauben? Wann hätte ich überhaupt Zeit, mir einen Kunstgenuß zu gestatten! — Nun wohl, der Bericht in Ihrem Blatte hatte meine Nichte dermaßen empört, daß sie gar nicht mehr auftreten wollte. Allein der Direktor bestürmte sie, und ich setzte ihr auseinander, daß man dergleichen nicht tragisch nehmen dürfe. So ist es uns gelungen, sie zu beruhigen, sie wird morgen singen, und dadurch bietet sich Ihnen Gelegenheit, Ihren Fehler halbwegs wieder gut zu machen. — Das soll geschehen, verlassen Sie sich darauf! — Herr Nasenbein nickte herablassend und fuhr gelassen fort: Meiner Nichte halber

würde ich selbstverständlich keinen Schritt in der Sache gethan haben, denn ihr Künstlerruf kann nicht erschüttert werden. Sie hat in so vielen bedeutenden Städten mit dem größten Beifall gastirt, ja mit frenetischem, wie eine Kritik aus Inowraclaw sagt, daß eine vereinzelt Stimme daran nichts ändert. Überdies, ich bin zwar Demokrat, wie sich von selbst versteht — wie oft ist mir schon der Adel angeboten worden, immer habe ich ihn ausgeschlagen! — aber als Privatmann halte ich auf aristokratische Grundsätze und Umgangsformen. Vor allem aber hänge ich an unsrer Vaterstadt, und es würde mich als Patrioten tief kränken, wenn sich der Ruf verbreitete, hier sei so wenig Kunstverständnis, daß unser angesehenstes Blatt, das Organ der freisinnigen Partei, sich eine derartige Blöße geben dürfe, ohne daß Remedur folge.

Conrath schien zwar von dieser Darstellung nicht ganz überzeugt zu sein, beteuerte aber von neuem seine Bereitwilligkeit, alles gut zu machen. Da er unmöglich alles selbst schreiben oder auch nur kontrolliren könne, ließen sich Mißgriffe nicht immer vermeiden, Herrn Nasenbeins Billigkeitsgefühl werde das wohl anerkennen. Dieser nickte, erhob sich, reichte dem Redakteur zwei Finger und fragte schon halb in der Thür: Apropos, besitzen Sie Kanalisationsaktien? Wo nicht, könnte ich Ihnen noch einige Stücke zum Emissionskurs abtreten, bekanntlich stehn sie schon über Pari. — Werde mir erlauben, von Ihrer Güte Gebrauch zu machen. — So schied man im besten Einvernehmen.

Nun das Nachspiel. Herr Mayer! rief der Redakteur. Herr Mayer kam, ein kleiner Mann, der den mit dichtem Kraushaar bis an die Augenbrauen bedeckten Kopf etwas auf die rechte Seite neigte und um den Mund einen stehenden Zug des Schmunzeln hatte. Sind Sie auch unter die Antifemiten gegangen? fuhr ihn sein Vorgesetzter an. — Herr Mayer zog ein äußerst komisches Gesicht: Antifemit, ich? Möchte mir gut stehn. — Warum haben Sie denn dann die Sängerin, wie heißt sie? Naselli, so heruntergerissen? — Heruntergerissen! Sagen Sie lieber herausgerissen. Hätte ich sie so schlecht gemacht, wie sie verdient, wäre sie bis unters Podium gekommen. — Aber sie ist die Nichte von Herzel und Nasenbein! — Das konnte ich ihr doch nicht ansehn. — Na und ob! — Sie meinen am Nasenbein? Na, wenn alle krummen Nasen mit ihm verwandt wären, müßte ich auch sein Vetter sein. — Lassen Sie Ihre faulen Witze, repariren Sie das lieber. — Repariren? Ich habe doch keine orthopädische Anstalt, daß ich ihre Kehle und ihre Ohren kuriren könnte. — Hören Sie auf, sag ich; Sie brauchen natürlich nicht ausdrücklich zurückzunehmen, was Sie gesagt haben, werden aber das nächste mal das Gegenteil sagen. — Damit die Landeszeitung, die uns immer unser schlechtes Deutsch vorrückt, auch noch behaupte, wir hätten kein Gehör? das geht nicht! — So, das geht nicht? Wird ich Ihnen zeigen, daß es geht.

Dr. Conrath schrieb und las zugleich: Unfre Leser werden erfreut sein,

zu hören, daß die berühmte Sängerin Signora Raselli, die bei ihrem ersten Auftreten durch eine leichte Indisposition an der vollen Entfaltung ihrer Mittel behindert war, gänzlich wiederhergestellt ist und unser kunstsinnes Publikum morgen durch — u. s. w. erfreuen wird. So, das kommt ins Blatt! — Aber ohne meine Chiffre, sagte Herr Mayer mit schlaudem Lächeln. — Daran ist nichts gelegen — aber warten Sie einen Augenblick! Wenn Sie Ihre Chiffre dazu geben, verschaffe ich Ihnen eine Kanalisationsaktie zum Emissionskurs, he? — Herr Mayer lächelte wieder. Profit acht Mark — da ist mir mein Renommee mehr wert.

Herr Conrath sah dem schiefschulterig durch die Thür schiebenden mitleidig nach, und sagte: Auch so ein Idealist! Dann kehrte er zu seiner Arbeit zurück, die wieder langsam vorrückte. Plötzlich hieß es: ein Telegramm! „Durch Schluß der Debatte ums Wort gekommen, nicht drucken. Radik.“ Himmel Donner —! Der soll mir wieder kommen, das halbe Blatt umsonst gesetzt!

Noch hatte sich seine Bestürzung nicht gelegt, als ein junger Mann, den Diener bei Seite schiebend, hereinstürmte. Na was bringen Sie? wurde er unfreundlich angedredet; die Fortsetzung des Romans? Das hätte keine solche Eile gehabt, soll überhaupt gar nicht so pikant sein, wie die Leute von dem Namen Königstein erwarten durften.

Herr Königstein hatte sich wie gänzlich erschöpft in einen Sessel geworfen, fächelte sich Luft zu und winkte abwehrend. Lassen Sie mich doch erst zu Atem kommen, ich bringe etwas, was nicht mit Gold aufzuwiegen ist. Hören Sie nur! Der junge Graf Greifenberg hat doch die gewisse Leonie vom Spezialitätentheater geheiratet, seine Mutter soll sich darüber zu Tode geämt haben — jetzt ist sie durchgegangen! — Sonst nichts? — Aber mit wem, das ist der Witz! — Mit dem Kutscher? — Viel besser! Mit seinem sechzigjährigen Onkel, den er zu beerben hoffte. — Ist das sicher? — Wenn ichs Ihnen sage! — Dann haben Sie wirklich einen guten Fang gemacht. — Ich weiß alles ganz genau, jede Einzelheit, habe ein kleines Verhältnis mit ihrem Kammermädchen, die kam gleich mit der Nachricht zu mir gelaufen. Jetzt mache ich zuerst die umständliche Erzählung, dann die psychologisch-moralische Betrachtung, und in Perspektive, bedenken Sie, der Scheidungsprozeß! Was sagen Sie dazu? — Sie sind wirklich ein Goldmann. — Wenn Sie das einsehen, knausern Sie auch nicht mit dem Golde wie gewöhnlich. — Das wird sich finden. — Sie, Doktor, darin verstehe ich keinen Spaß! — Schon gut, schreiben Sie nur erst, schreiben Sie!

Bald nachher kam ebenso eilig der Gerichtsreporter. Sensationell! rief er. Unser berühmter Raubmörder hat dem Gefangenwärter ein Manuskript für seinen Sohn übergeben, ich habe es eingesehen, großartig! Als zärtlicher Vater wollte er dem armen verwaiseten Burschen den Weg durchs Leben ebnen, das erklärt er geradezu rührend, sage ich Ihnen, und dann folgt ein förmliches

Lehrbuch der höhern Einbrecherkunst. — Und das haben Sie? fragte der Redakteur mit funkelnden Augen. — Ich hoffe es zu bekommen, vorläufig habe ich das Wichtigste aus der Einleitung stenographirt.

Nun Königstein, Sie sehen, es giebt noch andre interessante Sachen. — Königstein meinte verächtlich, Räuberromantik sei nicht sein Fach. Doch Conrath versetzte treffend: Muß auch sein. Und für sich sagte er schmunzelnd: Der Gott Abrahams läßt uns nicht im Stiche, die Entführung und das Testament des Raubmörders sind mehr wert als die ganze Rede des Radike. Doch meinen Artikel nicht zu vergeffen.

Der war aller Störungen ungeachtet beinahe fertig. Conrath überlas ihn und fand ihn sehr gut. Der magere Textbraten hatte durch reichlichen Citatenspeck Saft bekommen, nur die packende Schlußphrase, den Paukenschlag, das Feuerwerk, das blendet und in der Erinnerung haftet, hatte er noch nicht gefunden. Die letzten Worte lauteten: Wir stehen am — Ja, woran? Am Scheidewege — banal und zu schwach; am Abgrunde — in den hatte er den Leser schon zu oft blicken lassen; auch das Chaos war ziemlich abgenutzt; wir verarmen — zu trocken. Plötzlich rief er triumphirend: Heureka! Das ist neu und muß zünden. Mit einer gewissen Feierlichkeit tauchte er die Feder ein und setzte in festen Zügen an den Schluß und an den Kopf des Auffazes die Worte: „Am Rande des Bettelstabes.“

So, schloß er ein wohlgefälliges Selbstgespräch, dieser Artikel, die Entführungsgeschichte, die Einbruchslehre — bin doch neugierig, ob die Agrarier wieder sagen werden: Dumm und langweilig!

Die Nummer des „Morgensterns“ hatte in der That ungeheuern Erfolg. Der Conrath ist doch ein Teufelskerl! sagten die Leser, alles weiß er, und geistreich schreibt er wie kein zweiter.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Die Not der Landwirtschaft. Der deutsche Landwirtschaftsrat, der Anfang März in Berlin versammelt war, bleibt dabei, daß die Landwirtschaft den Zollschutz brauche, und daß die Herabsetzung der Zölle zu beklagen sei. Es sei daher unabweisbar, „bei der gesetzlich vorgesehenen Bindung der Zolltariffsätze nach oben jedwede weitere Abbrücklung der landwirtschaftlichen Schutzzölle auszuschließen.“ Anderer Meinung ist der konservative Mittergutsbesitzer von Zadow auf Alt-Wuhrow in Pommern, der in seinem Schriftchen „Der alte und der neue Kurs; wirtschaftspolitische Betrachtungen eines Landwirts“ die Getreidezölle mit den bekannten Gründen der Zollgegner bekämpft. Der Zoll könne natürlich nur helfen, wenn er den Getreidepreis erhöhe; da aber die Brotvertuerung alle Löhne und die Preise